

BUNBURY ODER: ERNST SEIN IST WICHTIG!



SPIELZEIT
21/22

BUNBURY ODER: ERNST SEIN IST WICHTIG!

Triviale Komödie für ernsthafte Leute von Oscar Wilde

Deutsch von Rainer Kohlmayer

John 'Jack' Worthing Nicolai Gonther

Algernon Moncrieff Justin Hibbeler

Gwendolen Fairfax Hannah Jaitner

Cecily Cardew Julia Stauer

Miss Prism Susanne Weckerle

Lady Bracknell Sabine Weithöner

Pastor Chasuble Andreas Guglielmetti

Lane / Merriman Dennis Junge

Regie Malte C. Lachmann

Bühne & Kostüme Luisa Wandschneider

Dramaturgie Adrian Herrmann, Thomas Gipfel

Musik Arne Gieshoff

Inspizienz Ermis Zilelidis, Laura Krahn

Soufflage Calvin Rowan Kardogan

Regieassistenz Laura Krahn

Premiere 26. November 2021, Saal

Aufführungsdauer ca. 1 Stunde 50 Minuten, keine Pause

Aufführungsrechte Theater-Verlag Desch GmbH

Technischer Direktor Martin Fuchs **Leiter der Bühnentechnik** Bernd Jäger **Theatermeister** Bernd Jäger, Florian Leiner **Assistentin der Technischen Direktion** Bettina Vögele **Ausstattungsassistentin** Regina Reim **Stücktechnik** Helmut Schilling, Stefan Podlasek, Reinhold Mayer, Hans-Jürgen Schuler, Radovan Basarić, Manuel Bernhardt, Nicolas Sühning, Stephan Leiner, Clemens Menschel, Xavier Gey, Hendrik Wutz, Sascha Anselm, Musa Camara **Leiter der Abteilung Beleuchtung** Milan Basarić **Lichtgestaltung** Milan Basarić, Gyula Farkas, Mark Zipperlein **Leiter der Abteilung Ton & Video** Uwe Hinkel **Ton** Zvonko Rizman **Damengewandmeisterin** Gundula Neubauer **Herrengewandmeisterin** Susanne Bek-Sadowski **Schneiderei/Ankleiderinnen** Sabine Czarski, Marlis Christmann, Claudia Flemming, Gabriele Heinzmann, Ingrid Jarosch, Anne Walker, Kristina Weber, Alexandra Bechthold **Leiter der Abteilung Maske** Peter Hering **Maske** Anne Kondschnik, Kerstin Walter, Magali Wunberg **Leiterin der Abteilung Requisite** Alexandra Doerr **Requisite** Sylvia Weber **Werkstättenleitung** Nils Nahrstedt, Eugen Krauss **Malsaal** Jolanta Slowik, Alexandra Petukhova **Schreinerei** Günter Bitzer, Steffen Rogosch, Diana Sagnelli **Dekosaal** Helmut Vogel **Leiter der Abteilung Schlosserei** Manuel Bernhardt **Schlosser** Nicolas Sühning.

Herzlichen Dank an Dr. Sebastian Moser für die soziologische Beratung.

TEXTNACHWEISE Im Ernstfall zählt Eleganz, nicht Ehrlichkeit. Notizen zum Stück ist ein Originalbeitrag von Thomas Gipfel für dieses Programmheft. Die Zitate stammen aus: Ellmann, Richard: Oscar Wilde, München 1991 und: Egelton, Terry: Kultur, Berlin 2017.

BILDNACHWEIS Titel Andreas Guglielmetti, Nicolai Gonther, Justin Hibbeler, Susanne Weckerle, Julia Stauer

IMPRESSUM
Herausgeber
Landestheater
Württemberg-Hohenzollern
Tübingen Reutlingen
Spielzeit 21/22
Intendant
Thorsten Weckherlin
Verwaltungsdirektorin
Dorothee Must
Redaktion
Thomas Gipfel
Gestaltung
giesevogler.com
Probenfotos
Tobias Metz
landestheater-tuebingen.de

Haftung für Links Unser Angebot enthält Links zu externen Inhalten und Websites Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Verlinkung auf mögliche Rechtsverstöße überprüft. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

*Aus datenschutzrechtlichen Gründen werden einige Mitarbeiter*innen nicht genannt.

Mit freundlicher Unterstützung



Baden-Württemberg
MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST



Stadt Reutlingen



Kommunaler Interessensverein
Landesbühne Tübingen





Justin Hibbeler, Nicolai Gonther

IM ERNSTFALL ZÄHLT ELEGANZ, NICHT EHRlichkeit

Notizen zum Stück von Thomas Giffel

„Wilde kam aus der Stadt, die James Joyce, ein späterer Dubliner Emigrant, ‚Doublin‘ buchstabierte, und tatsächlich war fast alles an ihm verdoppelt, geteilt, uneindeutig. Es gilt immer ‚two things at a time‘, wie Joyce es in Finnegans Wake formulierte. Eine Wahrheit in der Kunst, schrieb Wilde, sei eine Wahrheit, deren Gegenteil ebenfalls wahr sei, und fast das gleiche lässt sich von seiner glänzenden und so jäh gescheiterten Karriere sagen. In Wildes bekanntestem Theaterstück – Bunbury – dreht sich alles um geheime Codes, gespaltene Identitäten und dubiose Ursprünge; Illusion wird auf Illusion gehäuft und jeder klaren Unterscheidung zwischen Fakt und Fiktion mit Skepsis begegnet. Das West-End-Publikum war begeistert vom überschäumenden Witz der Komödie, doch die Hand des Polizisten war schon ausgestreckt, um den Stückeschreiber am Kragen zu packen; und als es dann geschah, war die Show vorbei.“

„The Importance of Being Earnest ist eine wunderschöne Ballustrade, die der Autor sich über den Schlund seiner Unruhe und Beklommenheit gebaut hat. Mit der Hilfe einer verzweifelten List wahrt Wilde die Distanz zur Melancholie der Welt. Überall ist Trug; nur Spontaneität und Humor vermögen ihn aufzuheben. Erotische Leidenschaften konkurrieren mit dem Wunsch nach familiärem Glück. Die Unschuld verlangt es nach der Erfahrung und umgekehrt. Tränen sind tabu. Wilde maskiert seine Sorgen mit Nonchalance und wie er diese Lässigkeit unter Kontrolle hält, ist ein schieres Wunder. Ein Freund bemerkte einmal, das Stück gleiche einem Mosaik. ‚Nein‘ erwiderte Wilde ‚es muss losgehen wie ein Pistolenschuss‘.“



Justin Hibbeler, Dennis Junge

Mit Bunbury kam am 14. Februar 1895 Oscar Wildes vermutlich erfolgreichstes Theaterstück in London zu Uraufführung. Die temporeiche Verwechslungskomödie, dieser große Spaß, dieses Spiel mit Schein und Sein sollte aber auch sein letztes Bühnenwerk werden. Denn nur kurze Zeit später wurde ihm ein Prozess um seine Homosexualität zum Verhängnis, war er den rigiden gesellschaftlichen Vorstellungen des Puritanismus zum Opfer gefallen. Der Dandyismus, die große Kunst der Selbstinszenierung, der immer wieder gelingende Versuch, einen souveränen und spielerischen Umgang mit gesellschaftlichen Rollenzwängen zu erringen, Wildes Bemühungen ein Leben frei von bürgerlichen Zwängen im viktorianischen England zu leben glückten also nicht auf Dauer. Als großes Versprechen sind diese aber allen Figuren in Bunbury eingeschrieben, machen diese Charaktere so faszinierend.

Jack, auf dem Lande um die moralische Reinheit seines Mündels Cecily besorgt, nennt sich in der Londoner Society

„Ernst“ und verbreitet doch jede Menge Heiterkeit. Und Algernon erfindet einen chronisch kranken Bruder namens „Bunbury“, der ihn aus lästigen five-o'clock-Tee-Terminen raushaut, damit er es in der Szene richtig krachen lassen kann. Als aber Algernon sich Cecily gegenüber als Onkel Ernst vorstellt, gerät die ganze Sache außer Kontrolle. Denn Cecily wünscht sich nichts sehnlicher als einen Ehemann mit dem Namen Ernst. Und diesen Wunsch teilt sie sich mit Algernons Cousine Gwendolyn.

Jacks und Algernons Spiel mit einer Doppelidentität, um gesellschaftlichen Pflichten zu entgehen, Pflicht und Neigung unter einen Hut zu bringen, Cecilies und Gwendolins selbstbewusstes Formulieren eigener Wünsche und Lebensentwürfe führt so einem großen Chaos, in dem Schein und Sein, Lüge und Wahrheit durcheinandergewirbelt werden. Das Chaos, das produziert wird, genauso, wie die Souveränität über dieses Durcheinander, entsteht vor allem durch die Art, wie die Figuren sprechen, durch den Wortwitz Oscar Wildes.

„Seine Epigramme sind scharfsinnige Äußerungen, die plötzlich auf Abwege geraten und mit einer lebenswürgboshaften Wendung ihre Abgründe offenbaren. Sie beginnen mit einer konventionellen Mittelschichtsweisheit, demontieren, sie, stellen sie auf den Kopf oder stülpen sie von innen nach außen, um den Inhalt unter Bewahrung der Form sarkastisch umzukehren.“

Im Sprechen spielen die Figuren auf subversive Art und Weise mit den Rollenerwartungen, die die Gesellschaft an sie stellt. Diese soziologische Frage, die Frage nach dem Umgang mit gesellschaftlichen Rollen stellt Regisseur Malte C. Lachmann ins Zentrum seiner Inszenierung. „Es geht um das altbekannte Phänomen: Ich bin meiner Mutter gegenüber jemand ganz anderes als einem Dramaturgen gegenüber als dem Dorfpriester gegenüber als meinem

Lehrer gegenüber und so weiter. Ich spiele immer wieder Rollen. Warum verhalten sich Menschen in gewissen Situation so seltsam? Weil sie der Mutter gegenüber jemand ganze anderes sind als der Geliebten gegenüber. Und wenn jetzt Mutter und Geliebte im gleichen Raum sind, gibt es Verhaltens-Codes, die kollidieren.“

Klug beobachtet Wilde, dass diese sozialen Konventionen immer auch von der Umgebung her bestimmt sind, in der wir uns bewegen. So spielt der erste Akt von Wildes Komödie in der Stadt, Akt 2 und 3 auf dem Land. Mit dieser Stadt-Land-Dichotomie spielt die Ausstattung von Luisa Wandschneider, bedient sie, überzeichnet und bricht aber auch die Klischees, die sich mit dem urbanen und dem ruralen Raum verbinden, bevor zum Abschluss die Zeichen und Codes durcheinandergewirbelt und neu zusammengesetzt werden.

Wie aktiv können wir unsere gesellschaftlichen Rollen selbst bestimmen? Können wir sie immerhin selbst mitgestalten? Oder werden diese uns komplett von außen aufgedrängt? Sind wir in einem Korsett von unterschiedlichen Beziehungen, die unterschiedliche Rollen produzieren, gefangen? Bunbury spielt sie auf die konsequenteste, aber vor allem auch komischste Art und Weise durch, bis uns alle Sicherheiten entgleiten und doch immer wieder auch Handlungsfreiräume aufscheinen.

„Es gibt kein Stück der Weltliteratur, das die Konventionen des sozialen Lebens, von der Taufe bis zum Tod, von der Liebe bis zur Scheidung, von der Magie des Namens bis zu der des Geldes auf so intelligente und gnadenlose, aber auch auf so komische und kulinarische Weise aufs Korn und auf die Schippe nimmt. Bunbury ist ein Feuerwerk der Fantasie, bei dem die Strohhalme, an die wir uns in unserem geregelten Alltag klammern, auf das Amüsanteste verglühen und verpuffen.“



Justin Hibbeler, Sabine Weithöner, Hannah Jaitner, Nicolai Gonther

DIE LEICHTIGKEIT DES „ALS OB“

JACK Ist das intelligent?

ALGERNON Es ist glänzend formuliert! und mehr sollte man von einer kultivierten Unterhaltung nicht erwarten.

Die kultivierte Unterhaltung, das Spiel mit der Identität, dem Schein, der geglätteten schlagfertigen Formulierung; Gleichzeitiges Erfüllen und Unterlaufen der sozialen Rollen, die ihnen angetragen werden: Jack, Algernon, Cecily und Gwendolen könnten gute Freunde des Philosophen Robert Pfaller sein. In seinem Buch „Die blitzenden Waffen“ plädiert er für die Allgemeinheit der Form als Grundbedingung von Geselligkeit und Solidarität. Mit dem Philosophie-Magazin sprach er über die Leichtigkeit des „Als Ob“.

Herr Pfaller, warum müssen Waffen blitzen? Reicht es nicht, wenn Sie schön scharf sind?

Aristoteles und seine Nachfolger in der Rhetorik sind sich in diesem Punkt einig: das sachlich richtige Argument beeindruckt nur mäßig und überzeugt bestenfalls Experten. Begeisterung bei den Massen hingegen erzeugt ein pointierter, prägnanter oder geschliffener Stil. Und nur er ist imstande, einen Meinungsumschwung bei Andersdenkenden oder Indifferenten herbeizuführen.

Wir leben in einer Zeit, schreiben Sie, die die Essenz betont, nicht die Form. Es geht uns heute um Wahrhaftigkeit, um Authentizität – was genau ist daran problematisch?

Wie Richard Sennett bemerkt, entwickeln sich westliche Gesellschaften seit den 1970er Jahren von "außen-geleiteten" zu "innen-geleiteten" Gesellschaften. An die Lohnarbeit zum Beispiel stellen wir weniger die Frage, ob sie uns genug Geld einbringt, und fragen eher, ob wir uns mit ihr identifizieren können. Und im öffentlichen Raum begegnen wir einander nicht mehr als "Schauspieler" einer Rolle, samt den dazugehörigen höflichen "Masken", sondern wir meinen, wir müssten nach außen das zeigen, was wir für unser inneres Wesen halten. Dadurch aber spüren wir plötzlich auch alle anderen auf der eigenen Haut. Den meisten Leuten ist die Idee abhanden gekommen, die man zum Beispiel bei Reisen nach Frankreich noch vorgelebt bekommen kann: dass man im öffentlichen Raum die Verpflichtung hat, ein Zusammentreffen mit anderen gemeinsam zu einer hübschen Szene zu gestalten. Wenn man sich da ein wenig bemüht und wenn dies gelingt, dann erzeugt das nicht nur eine beträchtliche Menge Glück, sondern auch eine gewisse Solidarität.

Als Beispiel ziehen Sie auch die „Privatisierung des Geschlechts“ heran. Was genau meinen Sie?

Die Idee, das Geschlecht wäre etwas zutiefst Inneres; ein Wesen, das man in sich selbst verspüren müsse, setzt die betroffenen Personen unter enormen Druck.

Geschlecht als Form zu begreifen hieße also, Leichtigkeit zurückzugewinnen?

Ja. Wenn das Geschlecht, ähnlich wie die Höflichkeit, als eine Reihe von äußeren Zeichen bestimmt wird, die einfach zu setzen sind, dann kann man die Innerlichkeit der Leute in Frieden lassen. Das Geschlecht wird dann zu etwas Leichtem, Gestaltetem. Es ist dann eine äußere, soziale, kommunikative und performative Tatsache, und keine essentielle Privatangelegenheit. Es lässt sich dann auch leichter wechseln.

Formen können allerdings auch einengen, Leichtigkeit mithin gerade verhindern. Ist die Form nicht im Grunde eher ein Mittel der Disziplinierung als der Befreiung?

Formen zu beseitigen, erscheint mir jedenfalls oft noch repressiver. Der Vorgesetzte, der mich wenigstens sitzen muss, hat nicht ganz so viel Macht über mich wie der duzende. Die Freiheit in Bezug auf die Form ergibt sich durch Formbeherrschung. Wie man an vielen populären Kulturen beobachten kann, ist dies nichts Elitäres.



Die Höflichkeit erfordert, dass wir unsere wahren Empfindungen nicht zeigen, also buchstäblich die Form wahren. Das setzt auch kulturelles Wissen, einen bestimmten Habitus voraus, über den nicht jeder verfügt – ein Problem? Ungehemmtheit ist meist kein Ergebnis von Unwissenheit. Sie ist in der Regel etwas Sekundäres. Aus Revanchegelüsten oder aber aus einem Gefühl der Überlegenheit pfeifen Leute auf die Form.

Immer wieder geht es in Ihrem Buch um die Form der Sprache, um die gelungene Formulierung. Warum finden Sie es wichtig, gerade jetzt darauf hinzuweisen?

Die Form ist ein geselliges und solidarisches Element, in dem sich Menschen gut bewegen und miteinander in Austausch treten können – eben indem sie ihre Besonderheiten hinter sich lassen. Diese Basissolidarität sehe ich durch ökonomische und kulturelle Privatisierung ebenso gefährdet wie durch eine vermeintlich emanzipatorische Politik, die den Leuten weismachen will, ihre naturwüchsigen Eigenheiten wären das Beste an ihnen, und alles andere wäre eine Zumutung, gegen die sie sich wehren müssten.

Corona hat uns in gewisser Weise die Macht der Form zurückgebracht. Es gelten wieder Etikette, man hat in die Armbeuge zu niesen, sich höflich wegzudrehen, ein Taschentuch zu benutzen. Ich vermute stark, das ist nicht die Art der Form, um die es Ihnen geht?

Das verhält sich ungefähr so wie ein Gipsarm zu einem freundlichen Winken. Es sind Verhaltensweisen, die durch physikalische und chemische Notwendigkeiten diktiert sind. Die Form hingegen beruht immer auf einem “als ob”. Sie bringt eine Fiktion zur Darstellung.

Berührungen werden durch die Abstandsregeln verhindert. Nun birgt aber gerade die Berührung für Sie eine besondere Art des Erkenntnisgewinns – nämlich welchen?

Wenn uns etwas berührt – sei es ein Kunstwerk oder ein freundschaftlicher Rat –, dann immer dadurch, dass es uns zu einem Umdenken veranlasst, selbst wenn wir keine neue Information erhalten. So etwas liegt an der Form. Eine kluge Frau, die über viele Jahre mit ihrer Mutter kämpfte, weil sie ihr nichts recht machen konnte, sagte eines Tages zu ihr: “Weißt du, Mama, ich hab solche Angst, dass du mich nicht mehr lieb hast, wenn ich einmal alles richtig mache.” Das war für die nörgelnde Mutter entwaffnend. Sie musste hell auf lachen.

Tatsächlich war Berührung gemäß den Regeln und Gepflogenheiten vor Corona oft nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten. Man musste bestimmten Leuten die Hand geben, man musste die Braut küssen etc. Ich glaube, es ist eine entscheidende Funktion der Kultur, Menschen mit solchen Geboten zu versorgen. Sonst sind sie nämlich zurückgeworfen auf das, was sie von sich aus wollen, und das ist meist recht wenig. Viele trinken Wein nur in Gesellschaft; manche schauen Fußball nur bei public viewing; und oft geht man nur ins Kino, weil ein Freund, der alleine auch nicht hingehen würde, es einem vorschlägt. Weil Genuss meist an eine zwiespältige Sache (wie Alkohol, Sex, Muße, Zeitverschwendung, Großzügigkeit) gebunden ist, schrecken die meisten spontan davor zurück. Nur die Gebote der Geselligkeit verhelfen ihnen zu solchen außergewöhnlichen, feierlichen Erlebnissen. Man hat das Gefühl, man muss die Form wahren, und dann bestellt man in der Bar mit dem gedämpften Licht eben kein gesundes Getränk.



Julia Stauer, Hannah Jaitner

EIN PARADOXES GENIE

Der Schriftsteller und Lebemann Oscar Wilde.

Vor den Scouts und Goldgräbern des Wilden Westens dozierte er über die englische Renaissance. Vor Lords und Ladies trieb er seinen Spott mit der englischen Oberschicht. Immer lauschte das Publikum gebannt. Der große, beliebte Herr mit dem schulterlangen, welligen Haar, Frackjackett, Samthosen und Schnallenschuhen war der Star seiner Zeit - bis zum tiefen, tiefen Fall. Vor 150 Jahren, am 16. Oktober 1854, wurde Oscar Wilde in Dublin geboren.

Sein schriftstellerisches Talent hatte Wilde von der Mutter geerbt, die deutsche Literatur übersetzte. Als Student in Oxford war er dafür bekannt, einen dreibändigen Roman in einer halben Stunde überfliegen und anschließend die Handlung wiedergeben zu können.

In London wurde er schnell zum Liebling der Salons. Der Dichter William Butler Yeats sagte über ihn: "Ich habe

noch nie zuvor einen Menschen in so vollkommenen Sätzen sprechen hören, als ob er alle des Nachts geschrieben hätte, doch wirkten sie ganz spontan.“ Kurz nachdem 1881 seine erste Gedichtsammlung erschienen war, unternahm Wilde eine ausgedehnte Vortragsreise durch die USA.

Bei der Einreise gab der Erzähler und Dramatiker sein wohl bekanntestes Bonmot von sich: “Ich habe nichts zu verzollen außer meinem Genie.” 1884 heiratete er, doch schon nach zwei Jahren wusch er sich vor Ekel nach jedem Kuss den Mund. 1891 kam es zur schicksalhaften Begegnung mit “Bosie”, dem 20 Jahre alten Lord Alfred Douglas, einem “Mann von außergewöhnlicher Schönheit”, aber verwöhnt, egoistisch und rachsüchtig.

Bald führte Wilde ein Doppelleben: Einerseits war er Mittelpunkt der Londoner Gesellschaft und gefeierter Bühnenautor. In schneller Folge schrieb er nun seine großen Werke wie den Roman “Das Bildnis des Dorian Gray”, die Gesellschaftssatire “Das Gespenst von Canterville” und vor allem die erfolgreichen Gesellschaftskomödien mit geschliffenen Dialogen und geistreichem Witz. Nachts aber suchte er mit “Bosie” erotische Abenteuer in Bordellen oder ließ sich Strichjungen auf sein Hotelzimmer kommen.

Im Februar 1895 erlebte der extravagante Autor mit der umjubelten Premiere seines Meisterwerkes “The Importance of Being Earnest” den Höhepunkt seines schwindelerregenden Aufstiegs. Gut drei Monate später saß er im Zuchthaus. “Bosies” Vater, der Marquess of Queensberry, hatte Wilde der Homosexualität bezichtigt.

Obwohl ihn seine Freunde eindringlich warnten, verklagte Wilde auf Drängen “Bosies” dessen Vater wegen Verleumdung. Der Prozess kehrte sich rasch gegen ihn: Queensberry wies ihm Kontakte mit männlichen

Prostituierten nach, so dass ihn der Richter wegen “unsittlicher Handlungen” zu zwei Jahren Zwangsarbeit verurteilen konnte.

In Sträflingsuniform und mit Handschellen stand Wilde auf einem Bahnsteig und wurde von einer johlenden Menge verspottet und angespuckt. Im Zuchthaus musste er jeden Tag sechs Stunden in die Tretmühle. Als er 1897 entlassen wurde, sagte der Gefängnisdirektor: “Wie alle Männer, die körperliche Arbeit nicht gewohnt sind und eine solche Strafe bekommen, wird er in zwei Jahren tot sein.” Es wurden drei.

Die meisten englischen Zeitungen verschwiegen seinen Tod. Seine Stücke wurden auf der Insel nirgends mehr gespielt, seine Bücher nicht mehr verlegt. Es war Deutschland, das ihn wiederentdeckte: In den ersten 33 Jahren nach seinem Tod bis zum Beginn der NS-Diktatur wurden seine Werke hier 250 Mal aufgelegt, öfter als die irgendeines anderen englischsprachigen Autors. Heute ist nicht nur sein literarischer Rang unbestritten, er ist auch Märtyrer und Ikone der Homosexuellen.

